

## Meine Schulzeit in Ravensburg

Liebe Schuelerinnen und Schueler!

Als erstes moechte ich mich fuer die Einladung zu diesem Gespraech sowie fuer den freundlichen Empfang, der mir bei jedem Besuch in dieser Stadt zu Teil wird, herzlichst bedanken.

Erwarten Sie von diesem Gespraech keine Tragik oder gar Heroik. Wie ich bei anderen Gelegenheiten schon ausgefuehrt habe, ist meine Geschichte eher banal, doch reich an dramatischen Momenten. Trotz der Laenge dieses Referates gibt es nur Fragmente aus diesen Jahren wieder. Meine Erfahrungen im Schuljahr 1937-38 waren eine Spiegelung der damaligen Gegenwart in Ravensburg, aber auch Warnzeichen fuer die Zukunft. Ich betone Gegenwart in Ravensburg, weil in vielen anderen Orten die antisemitische Hetze schon in Handgreiflichkeiten uebergegangen war und juedische Schueler an deutschen Schulen verbalen Angriffen, aber auch physischer Bedrohung ausgesetzt waren, die mit der Zeit an Heftigkeit und Bösartigkeit zunahmen. Diese Angriffe wurden in vielen Familien zu Katalysatoren fuer die Beschleunigung der Auswanderungsbemuehungen.

Nach dieser viel zu langen Einleitung nun zur Sache.

Eine Kurzbiografie: Ich bin im August 1926 in Ravensburg als erstes Kind meiner Eltern Dr. agr. Ludwig Erlanger (aus Nuernberg) und seiner Frau Fanni, geb. Herrmann (aus Nuertingen), geboren. Meine Eltern heirateten 1925, uebernahmen und bewirtschafteten den Burachhof bis November 1938. Meine Schwester Suse (Shoshana) wurde 1928 geboren. Unsere Kindheit verbrachten wir auf dem Hof. Die Eltern waren in der baeuerlichen Nachbarschaft gut integriert und wohl angesehen in der Stadt.

Ich bitte um Ihre Nachsicht, dass ich ueber die ersten Grundschuljahre ausfuehrlicher sprechen werde als ueber mein Jahr im Spohn, aber sie bilden den Hintergrund fuer das eigentliche Thema. Rueckblickend war dieses Schuljahr nur ein Abschnitt, eine Episode in meiner Kindheit, und nicht die wichtigste.

Ich wurde im Jahr der Machtergreifung Hitlers 1933 eingeschult, meine Schwester zwei Jahre nach mir. Die ersten zwei Klassen absolvierte ich in der Moettelinschule unter Oberlehrer Bucher. Ich habe ihn im Gedaechnis als einen kleinen beleibten Mann mit vergoldeter Brille, den selten benutzten Rohrstock immer zur Hand, der Typ eines strengen, aber gerechten Schulmeisters der alten Escola. Fuer schwere Delikte wurde man ueber die Bank gelegt, leichtere wurden mit einer schmerzhaften „Tatze“ auf die Hand belegt. Auch ich bin einige Male in den Genuss des Stocks auf die Hand gekommen, glaube aber, im Gegensatz zu heutigen psychiatrischen Theorien, dass ich weder dauerhafte physische noch

seelische Schaeden von der koerperlichen Zuechtigung davon getragen habe...

Von Antisemitismus habe ich damals noch nichts zu spueren bekommen, weder von dem Lehrer noch von meinen Mitschuelern. Ich erinnere mich, dass Herr Bucher zu einem Sonntagskaffee auf dem Hof zu Gast war, und ich war natuerlich stolz auf diese Ehre. Das muss Anfang 1934 gewesen sein. Zwei Jahre spaeter waere so etwas unerhoert gewesen.

Trotzdem spuerte ich, dass ich eigentlich „nicht dazu gehoerte“, dass ich anders war. Eine Erinnerung, die mich bis heute nicht loslaesst, sind Gruebeleien auf dem langen Schulweg: Was unterscheidet mich eigentlich vom Georg, vom Walter, vom Hans oder dem Eugen, mit denen ich Murmeln gerollt habe und auf derselben Schulbank gesessen bin? Warum bin ausgerechnet ich juedisch? Warum darf ich nicht beim Jungvolk mitmachen, warum darf ich keine Uniform tragen, warum durfte ich spaeter bei den Appellen im Schulhof die Hand nicht zum „deutschen Gruss“ erheben? Bin auch ich mit den boesartigen Karikaturen des Hetzblattes „Der Stuermer“, das an der Tafel vor der Kreisleitung angeschlagen ist, gemeint? Was ich als siebenjaehrigen Kind nicht wissen konnte, war, dass dies ein paar Jahre spaeter existenzielle Fragen werden sollten..

Von der ersten Klasse an und waehrend der fuenf Schuljahre in Ravensburg habe ich mich in Lesen, Rechtschreibung, spaeter auch im Aufsatz und in Englisch ausgezeichnet. Meine Achillesferse waehrend der fuenf Schuljahre waren Turnen, Zeichnen und Singen, fuer die ich zu Recht regelmaessig die Note ungenuegend einstecken musste. Auch Kalligraphie, damals genannt „Schoenschreiben“, gehoerte nicht zu meinen Staerken.

Problematisch waehrend meiner Schulzeit war der Religionsunterricht. Einerseits bekamen meine Schwester und ich einmal woeentlich juedischen Religionsunterricht, im Sommerhalbjahr durch den Rabbiner Dr. Abraham Schlesinger aus Buchau, im Winter durch Rabbiner Dr. Cohn aus Ulm. Der Unterricht fand in der Wohnung der Familie Adler, Besitzer des Wohlwert-Warenhauses am Adolf-Hitler-Platz, ehemals und neuerdings wieder Marienplatz, statt. Heute befindet sich in dem Gebäude das Spielzeuggeschäft „Schinacher“. Meine Schwester und ich lernten mit den beiden Toechtern der Familie Adler ca. zwei Stunden das hebraeische Alphabet und Geschichten aus dem Alten Testament. Schriftgelehrte sind aus diesem Unterricht allerdings nicht hervorgegangen. Diese „Studien“, der Besuch der Synagoge in Buchau ein oder zweimal an den hohen juedischen Feiertagen, spaeter, als unser Grossvater nach Ravensburg zog, die Feier des Shabbatvorabends und des Seders an Pessach und das Fasten an Jom Kippur – das war schon alles, was mein Leben damals von dem der anderen Mitschüler meiner Klasse unterschied. Wir waren uns zwar unserer „Juedischkeit“ bewusst, waren aber keine ausuebenden

Juden. Zu meinen schoensten Kindheitserinnerungen gehoeren gerade die christlichen Feiertage, vor allem Weihnachten fuer das christliche Personal mit Christbaum, Bescherung fuer alle und Weihnachtsliedern, Ostereiern an Ostern usw. Natuerlich kamen auch wir Kinder nicht zu kurz.

In den vier Grundschuljahren nahm ich aktiv und eifrig am katholischen Religionsunterricht teil und wurde von den unterrichtenden Kaplänen wohlwollend geduldet. Wenn die Klasse an besonderen kirchlichen Feiertagen geschlossen die Kirche besuchte, war ich natuerlich dabei. Ich wuchs in diesen Jahren zwischen zwei Religionen auf, was meiner Verankerung im Judentum nicht gerade foerderlich war. Dafuer bedurfte es eines Hitlers, der mir klar machte, wohin ich eigentlich gehoerte.

Das dritte Schuljahr absolvierte ich in der Kuppelnauschule (dem so genannten Affenkasten, dem heutigen Stadtarchiv) unter einem Lehrer, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere. Im Jahr 1935 wurden auf dem Reichsparteitag in Nuernberg die sogenannten Gesetze zum Schutz der Rasse erlassen; es kam zu zunehmender Diskriminierung und zu entwuerdigenden Massnahmen gegen die juedischen Buerger des Reiches. Der Antisemitismus begann langsam auch in den Lehrkoerper und die Schuelerschaft einzusickern. Ein typisches Beispiel fuer die veraenderte Atmosphaere, die in der Schule herrschte: In der Grammatikstunde bat der Lehrer um Vorschlaege fuer Saetze, die wir konjugieren sollten. Ein Schueler schlug vor: „Der Jude luegt.“ Der Satz wurde vom Lehrer bestaetigt und ich konjugierte... Ich war sicher, dass der betreffende Schueler es auf mich abgesehen hatte. Auch wurde ich im Schulhof von ein paar Schuelern beschimpft. Es muss in diesem Schuljahr gewesen sein, als eines Tages ein Team (wahrscheinlich Abt. Rosenberg) in der Schule erschien, um unsere Schaedel auf Ariercharakteristika zu vermessen. Ich bin natuerlich bei diesem Test durchgefallen und durfte mich nicht zum Herrenvolk zaehlen.

Das letzte Grundschuljahr absolvierte ich im Gebaeude der Gewerbeschule in der Marktstrasse neben dem Mehlsack. Ich habe keine besonderen Erinnerungen an dieses Jahr. Mit der Zeit distanzierten sich einige Mitschueler, indoktriniert durch Jungvolk, Hitlerjugend oder NS-Elternhaus, und mieden mich. Auch zu Hause wurde die Situation angespannter. Die so genannten Gesetze zum Schutz der Rasse, erlassen 1935 auf dem Reichsparteitag in Nuernberg, erlegten uns weitere Beschraenkungen und Schikanen auf und schnitten tief in das Leben aller deutschen Juden ein.

In dieser Atmosphaere trat ich 1937 mein fuenftes (und letztes) Schuljahr auf einer deutschen Schule an. Meine Eltern meldeten mich im Spohn-Gymnasium an. Unter den Mitschuelern waren einige „Kollegen“ aus meiner Volksschulklasse, die meisten waren neue Gesichter. Das Gymnasium muss ein Elite-Institut gewesen sein, denn ein Teil der Schueler waren Kinder der Prominenz der Stadt wie z. B. Soehne des

Landrates oder Söhne von Aerzten und Richtern. Die Klasse war kleiner als die der Grundschule, die Disziplin strenger. Im Gegensatz zur katholischen Volksschule war das Gymnasium konfessionell gemischt. Einige der Buben kamen aus ausgesprochenen NS-Familien, was sich u. a. im Verhaeltnis zu mir aeusserte. Ich kann mich aber nicht erinnern, dass ich verbal oder gar physisch von ihnen behelligt wurde. Sie boykotierte mich, und auch das taten nicht alle. In der Klasse konnte ich mich sicher fuehlen, nicht aber in den Pausen auf den Treppen und Korridoren. Aeltere Schueler kuehlten ihr Muetchen an mir mit Beschimpfungen und Anrempelungen, meist in kleinen Horden, die mich vor allem auf den Treppenabsaetzen einkreisten und anrempelten. Als sehr kleiner Held habe ich nie versucht, mich zu wehren, was meine ohnehin schwache Situation noch verschlimmert haette. Verletzt wurde ich nie. Allerdings: Nie ist mir jemand, Lehrer oder Schueler, zu Hilfe gekommen.

Die Lehrer waren ein gemischtes Volk, oder wie man in schwaebisch sagt, es gab „sotte und andere“. Ein oder zwei Mal woeentlich war „Singen“, damals ein scheinbar hoch bewertetes Fach. Die Note ungenuegend, die mir in diesem Fach wie auch im Turnen und Zeichnen regelmaessig verpasst wurde, habe ich mir, wie schon erwaeht, redlich verdient. Das Repertoire war einerseits aus schoenen deutschen Volksliedern, in der Mehrheit jedoch aus den modischen NS-Gesaengen (oder -gebruell) zusammengesetzt. Zu diesem Repertoire gehoerte die Nazi-Hymne, das Horst-Wessel-Lied. Der Musiklehrer, ein eingefleischter Nazi, machte sich ein sadistisches Vergnuegen daraus, unendlich lang das Hasslied „Wenn’s Judenblut vom Messer spritzt, dann geht’s nochmal so gut“ singen zu lassen, das mit Begeisterung, Blick auf mich gerichtet, oder wenigstens hatte ich diesen Eindruck, vom Lehrer vor – und von der Klasse im Crescendo nachgebruellt wurde.

Auch der Turnlehrer war ziemlich erfinderisch in Bezug auf Schikanen und beleidigende Aeusserungen. Um nicht aus der Reihe zu fallen, hatte auch ich das HJ Organ „Hilf Mit“ abonniert. Nicht mehr erinnern kann ich mich an mein Verhalten bei den zahlreichen Appellen im Schulhof. Eigentlich war es Juden verboten mit erhobenem Arm und Heil Hitler zu gruessen. Vielleicht habe ich mich trotzdem „versuendigt“, um nicht als Außenseiter zu gelten.

Hingegen habe ich meinen Klassenlehrer, einen jungen Studienassessor (seinen Namen habe ich leider vergessen), in bester Erinnerung. Er war immer fair und guetig zu mir. Nie werde ich ihm vergessen, dass er mich an meinem letzten Schultag in einer Pause in das leere Klassenzimmer rief, um sich mit Traenen in den Augen von mir mit guten Wuenschen fuer meine Zukunft zu verabschieden. Ein anderer Mann dieses Schlags war der Englisch-Lehrer, Studienrat Reichle (?). Als einzigem Schueler der Klasse erteilte er mir ein (wohl verdientes) „Sehr gut“ in Englisch.

Gegen Ende des Schuljahres, Fruehjahr 1938, zitierte Luib, der damalige Direktor des Spohn-Gymnasiums, meine Eltern in sein Buero, wo er hinter seinem Schreibtisch in der SA-Uniform thronte, um ihnen mitzuteilen, dass ich wegen der drei oben erwahnten Ungenuegend nicht in die naechste Klasse versetzt wuerde, was dem Ausschluss aus dem Gymnasium gleichkam. Erst lange Zeit spaeter, durch die Lektuere des Buches „Ravensburg im Dritten Reich“ erfuhr ich, dass der erwahnte Luib nach dem Kreisleiter Rudolf Nummer zwei in der Nazihierarchie in Ravensburg gewesen ist. Der Einwand meiner Eltern, dass meine Noten, vor allem in den sprachlichen Faechern, ueber dem Durchschnitt laegen, wurde nicht beruecksichtigt. Meine Eltern kamen sehr deprimiert nach Hause. Das Gespraech mit Luib soll nicht gerade herzlich verlaufen sein. Ich habe keinerlei Erinnerung an den Abschied von meinen Lehrern (ausser dem o.e. Klassenlehrer). Das Ende meiner „deutschen“ Schulzeit in Ravensburg und als einziger Jude im Spohn-Gymnasium war gekommen. Als 11-jaehrigen Kind konnte ich die Bedeutung dieser Tatsache natuerlich nicht erfassen.

Ich koennte diesen Bericht an dieser Stelle beenden, aber freut Euch nicht zu frueh. Da es auch ein Leben nach dem Spohn gibt, haenge ich dieser Geschichte einen kurzen Epilog an.

Fuer mich, und noch mehr fuer meine Eltern, war mein Rauschmiss aus der Schule traumatisch. An die Fortsetzung meines Studiums an deutschen Schulen war nicht zu denken. Nach vielen Ueberlegungen meldeten mich meine Eltern fuer das Schuljahr 1938-39 im juedischen Landschulheim Herrlingen bei Ulm an. Herrlingen war eine fuer jene Zeiten sehr fortschrittliche Reformschule. Geleitet wurde sie von dem bekannten juedischen Reformpaedagogen Hugo Rosenthal, der 1939 nach Palaestina auswanderte und dort Kinderheime leitete. Herrlingen war aus verschiedenen Gruenden ein Kulturschock fuer mich. Erstens lebte ich das erste Mal unter juedischen Kindern in einer betont juedischen Atmosphaere. Es gab einen Shabbatgottesdienst, natuerlich in Hebraeisch, nach jeder Mahlzeit wurde ein kurzes Tischgebet gesprochen, die juedischen Feiertage wurden gefeiert, ebenso Bar Mizwas. Zur Vorbereitung fuer die Auswanderung nach Palaestina wurde intensiv Englisch, juedische Geschichte, Palaestinakunde und Hebraeisch gelehrt. Grosser Wert wurde auf Handfertigkeit und (zu meinem Leidwesen) auf koerperliche Ertuechtigung gelegt. Bezeichnend fuer die Atmosphaere des Heims war die Anrede an die Lehrer: aus „Herr Rosenthal“ wurde schlicht „Hugo Rosental“. Die jüngerer Lehrer wurden mit ihrem Kosenamen angeredet. Aus Kurt Levi wurde „Kule“. Das „Sie“ wurde allerdings beibehalten.

Ich koennte stundenlang ueber Herrlingen erzaehlen, aber das ist nicht das Thema dieses Gespraeches (oder richtiger Monologs). Den furchtbaren 9. November 1938 (Reichskristallnacht) verbrachten wir, durch die Lehrer beschuetzt und bewacht, unbehelligt hinter verschlossenen Tueren.

Nach dem 9. November wurde auch meine Schwester aus ihrer Schule in Ravensburg entfernt und gesellte sich zu mir nach Herrlingen. Fuer sie, damals gerade mal neun Jahre alt, war der erzwungene Abgang von der Schule von einem Ereignis begleitet, das ihr noch heute nachgeht. Sie hatte von ihrem ersten Schuljahr an eine Klassenlehrerin, die sie sehr liebte und achtete. Meine Schwester wollte sie zu Hause aufsuchen, um sich von ihr zu verabschieden. Das Fraeulein, ihr Name sei hier nicht genannt, sah sie von oben auf dem Treppenansatz und wimmelte sie von ihrer Wohnungstueere aus mit heftigen Handbewegungen ab. Meine Schwester kam heulend nach Hause und war tief traumatisiert, einer der Gruende, dass sie noch heute ausser fuer Verwandtenbesuche Deutschland meidet und auch nie Ravensburg besucht hat. Das Nachspiel und der Höhepunkt der Geschichte: Nachdem diese Dame meine Schwester so beleidigend brueskiert hatte, schaemte sie sich nicht, nach Kriegsende meine Schwester um eine Bescheinigung zu bitten, dass sie die einzige juedische Schuelerin ihrer Klasse nie diskriminiert haette, was einem so genannten „Persilschein“ gleichgekommen waere. „Persilschein“ war eine Art Leumundszeugnis fuer ehemalige Mitlaeufer und Nazis.

Wegen der Abwanderungen vieler Schueler wurde das Landschulheim Herrlingen Ende des Schuljahrs im Maerz 1939 geschlossen. Herrlingen war einer der wichtigsten Abschnitte meiner Kindheit, bestimmt wichtiger als das Spohn. Es bestimmte und staerkte meine juedische Identitaet.

Meine Herrlinger Geschichte hatte ein tragisches Nachspiel. Im Sommer 1939 wurde das Heim unter den Auspizien des juedischen Oberrats in Stuttgart mit Absegnung der NS-Instanzen als Zwangsaltersheim fuer meist einzelstehende alte Juden, deren Kinder ausgewandert waren, eroeffnet. 1942 wurde das Heim von den Nazis geschlossen und die Insassen zum grossen Teil nach Theresienstadt, andere direkt in ihren Tod in die Vernichtungslager im Osten deportiert. Mein Grossvater muetterlicherseits, der damals in Ravensburg lebte, war eines der Opfer. Er verstarb zwei Monate nach seiner Einlieferung im KZ Theresienstadt.

Als meine Schwester und ich im Maerz 39 von Herrlingen nach Hause zurueckkehrten, fanden wir eine total veraenderte Situation vor. Gleich nach der Pogromnacht im November war der Hof praktisch enteignet worden und an die Stadt Ravensburg uebergegangen. Sie setzte einen Paechter ein, der das untere Stockwerk des Hauses besetzte. Nach ein paar Monaten „konfiszierte“ er unter zynischer Ausnuetzung unserer misslichen Situation noch ein Zimmer im oberen Stock, und unsere vierkoepfige Familie war ohne Kueche auf engstem Raum eingepfercht. Nach der „Judenabgabe“, die nach der Kristallnacht in Hoehe von 2 Milliarden RM ueber die deutschen Juden verhaengt wurde, und nach dem Wegfall der Existenzbasis der Familie begann der Kampf um das materielle Ueberleben. Die Bemuehungen um Einwanderungsvisa in aller Herren Laender waren hektisch und zum Verzweifeln.

Inzwischen waren meine Schwester und ich ohne Schule. Die einzige Internatsschule in Wuerttemberg war das juedische Waisenhaus in Esslingen, gegruendet im 19. Jahrhundert. In der Reichskristallnacht ueberfiel die SA das Heim, verpruegelte Lehrer und Schueler und zertruemmerte die gesamte Einrichtung. Nur den uebermenschlichen Bemuehungen des langjaehrigen Leiters Theodor Rothschild war es zu verdanken, dass das Heim zum Schuljahr 1939 mit sehr dezimierter Schuelerzahl nochmals geoeffnet wurde, um 3-4 Monate spaeter endgueltig seine Tore zu schliessen. Im Gegensatz zum fortschrittlichen Herrlingen herrschte in dem streng orthodox-juedischen Heim eine klassische Waisenhausatmosphaere. So wurden Theodor Rothschild und seine Frau mit „Herr Vater“ bzw. mit „Frau Mutter“ angeredet. Nach dem fortschrittlichen Herrlingen war das Waisenhaus für mich auf einem anderen Planeten. Theodor Rothschild konnte sich am Ende nicht mehr retten und wurde in Auschwitz (?) ermordet.

Meine Schwester und ich waren nun ab Juli endgueltig zu Hause. Die Lage verschlechterte sich von Tag zu Tag. Immer noch hatte sich kein Land gefunden, das uns aufnehmen wuerde. Am 1. September brach der Weltkrieg aus. Die Falle klappte zu. Auch das Geld ging aus. Am schlimmsten war die konkrete Bedrohung mit Inhaftierung im KZ, falls die Familie nicht innerhalb von drei Wochen Deutschland verlassen wuerde. An dieser Stelle muss betont werden, dass uns die meisten Buerger und Geschaeftsleute der Stadt Ravensburg treu blieben und uns trotz der Lebensmittelrationierung noch reichlich versorgten. Ein Beispiel war unser Zahnarzt Dr. Reichle, der aus seiner Meinung ueber die Nazis keinen Hehl machte und uns noch unsere Beisswerkzeuge vor der Auswanderung umsonst behandelte und uns unter Gefaehrdung seiner Person Wertgegenstaende, die von den Nazis konfisziert werden sollten, zum vollen Preis abkaufte. Ausnahmen waren unsere Familien- und Kinderaerzte, die uns nach dem 9.11.38 schnoede im Stich liessen.

Im August 39 wurde meine Bar Mizwa in Buchau gefeiert. Da die dortige Synagoge in der Pogromnacht niedergebrannt worden war, fand sie in einem provisorischen Betsaal im juedischen Café Vierfelder statt. Freudig ging's nicht her. Es war uebrigens die letzte Bar Mizwa der einst grossen juedischen Gemeinde in Buchau.

Zum Abschluss: Unsere Rettung kam schon **nach** der allerletzten Minute in Form eines Einreisevisums nach Palaestina, das uns unsere damals schon in Tel Aviv lebenden Verwandten unter grossen Schwierigkeiten besorgt hatten. Es erreichte uns ueber Umwege ueber die Schweiz (Palaestina galt als britisches Mandat als Feindland). Kurz darauf bekamen wir ueberraschend von der Jewish Agency in Berlin die Benachrichtigung, dass wir in drei Tagen in Muenchen einzutreffen haetten, wo ein Transport nach Triest zusammengestellt werde. Die Abreise war so ueberstuerzt, dass an das Packen unserer Sachen nicht zu denken war. An einem trueben Spaetnovembertag nahm ein vierkoepfiges Haeuflein Elend mit

zwei grossen Koffern und 40 RM in den Taschen Abschied vom geliebten Burach. Am Bahnhof Ulm sahen wir unseren Grossvater, der aus Herrlingen gekommen war, zum letzten Mal. Es war ein Abschied für immer ...

Von Muenchen ging die Reise ueber den Brenner, letzte Passkontrolle, und als der Zug ueber die italienische Grenze ratterte, ging ein hoerbares Aufatmen durch den Zug, das in ganz Tirol zu hoeren war. Gerettet!!! Dreitaegiger Aufenthalt in Triest, nach viertaegiger Seereise erreichten wir am 2. Dezember 1939 Haifa, das Ziel unserer „Flucht in die Heimat“, wie der Film ueber meine Kindheit, gedreht von Schülerinnen des Welfengymnasiums, so treffend betitelt ist.

Nach kurzem Aufenthalt bei unseren Verwandten in Ramat Gan siedelten wir in der zwei Jahre zuvor von Rexinger Juden gegruendeten Gemeinschaftssiedlung Shavey Zion, gelegen an der noerdlichen Mittelmeerkueste Israels, wo ich noch heute lebe.

Meine unterbrochene akademische Ausbildung habe ich im reifen Alter von 15 Jahren in der kleinen Dorfschule in Shavey Zion abgeschlossen und die Schulbank mit dem Melkschemel vertauscht. Meine 60-jaehrige Taetigkeit im Moshav umfasste u. a. Kuhstall, Baeckerei, 10 Jahre in der regionalen Futtermuehle, 10 Jahre an der Rezeption des Hotels der Siedlung und noch Verschiedenes mehr. Die letzten 12 Jahre in der Plastikfabrik des Moshavs. Ein Arbeitsunfall hat meiner segensreichen Taetigkeit ein jaehes Ende gesetzt, und seither lebe ich (leider) im Ruhestand.

Seit 55 Jahren bin ich mit derselben Frau verheiratet. Bei der letzten Zaehlung bestand die Familie aus zwei Toechtern, sechs erwachsenen Enkeln beiderlei Geschlechts und drei Urenkel(innen).

Meine Schwester verliess die Siedlung nach einer kurzen Schulzeit. Unsere Mutter verstarb 1960, 56-jaehrig, unser Vater sechs Jahre spaeter, 69 Jahre alt. Beide sind in Shavey Zion begraben.

Seit den geschilderten Begebenheiten sind 65 Jahre vergangen, und mein Gedaechnis ist auch nicht mehr, wie es sein sollte und was es war. Viel ist vergessen, manches vielleicht sogar erfunden? Ich rechne mit Eurem Verstaendnis!

Zum Abschluss habe ich eine Bitte fuer eure und unsere Zukunft: Ich habe nie an eine Kollektivschuld geglaubt, und es waere ein bitteres Unrecht, die Schuld der Taetergeneration auf die Enkel oder schon Urenkel zu uebertragen, aber eines wuensche ich mir von euch: die Vergangenheit nicht zu vergessen und alle Formen des Neonazismus, wo immer ihr ihn antreffen werdet, zu bekaempfen, auf dass euch die Freiheit der Demokratie erhalten bleibt und uns ein weiterer Holocaust erspart bleiben wird.

Vielen Dank fuers Zuh hoeren, fuer Euere Geduld und das Wachbleiben, so weit ich das von hier beobachten konnte.

Auf Wiedersehen in Israel!



## Literatur

**Ravensburg im Dritten Reich**, hrsg.v. Peter Eitel

**Laupheimer Gepraechte 2001**, hrsg. v. HdGBW

Manuel Werner, **Juden in Nuertingen**

**Hugo Rosenthal, Lebenserinnerungen**, hrsg. v. Micheline Prueter-Mueller und Peter Wilhelm A. Schmidt

**Erziehung zum geistigen Widerstand, das juedische Landschulheim Herrlingen**, hrsg. v. Lucie Sachne

**Die Gelben Hefte, Landschulheim Herrlingen**, hrsg. v. Heinz Krus

**„Troestet euch, uns geht es gut“**, Theodor Rothschild, ein juedischer Paedagoge hrsg. v. Kulturreferat der Stadt Esslingen

**Das Juedische Altersheim Herrlingen und das Schicksal seiner Bewohner**, hrsg. v. Ulrich Seemueller

## Anmerkung:

Wir haben die Originalschreibweise des Textes beibehalten. Pinchas Erlanger hat seine Lebenserinnerungen auf einem Computer mit einer englischen Tastatur geschrieben; der Text sollte hier in seiner authentischen Form wiedergegeben werden.